

Diskussion im Anschluss an den Vortrag von Michael Rosenberger

Transkribiert von Klara PORSCH

Gekürzt und stilistisch bearbeitet von Michael ROSENBERGER

BORGARDS: Ich halte das für einen sehr attraktiven Vorschlag, das Argument ist sehr überzeugend. Was ich mich dabei frage, ist, wieweit es sich tatsächlich als Modell verallgemeinern lässt im Blick auf das Tier. Das ist ja ein gefährlicher Kollektivsingular, der im Titel ist, und da finde ich das Pferdebeispiel am Ende bedenkenswert, weil ich glaube, dass das genau die Tierbeziehung ist, für die das plausibel ist. Was ist das für eine Tierbeziehung? Es ist eine Beziehung, die als Individualbeziehung angelegt ist - ein Mensch kümmert sich um ein Tier -, und in dieser Individualbeziehung finde ich es einen guten Mechanismus für die Orientierung des eigenen ethischen Handelns, weil es genau diese Projektion unterbricht und versucht, das einzelne Tier als einzelnes in sein Recht zu setzen. Wenn man versucht die Gegenprobe zu machen, fallen mir zwei Stellen ein, wo das nicht mehr unbedingt greift. Das eine ist dort, wo man sich als Mensch nicht einem einzelnen Tier gegenüber sieht, sondern einer Tiermasse, Massentierhaltung. Funktioniert das noch, wenn ich ein Bauer bin, der 30.000 Hühner hat? Und es gibt Bauern, die 30.000 Hühner haben! Da muss man sich auch irgendwie dazu verhalten. Das ist der eine Punkt, von unserer Kultur her gedacht. Und der zweite Punkt: Funktioniert das auch bei Tieren, die nicht als Individuen angesehen werden? Also bei staatenbildenden Insekten Ameisen, Bienen sind die berühmten Beispiele, Termiten und so weiter, aber auch für noch kleiner organisierte oder noch weniger organisierte Lebewesen. Für die ist Individualität im biologischen Sinne keine Kategorie, eine Ameise hat nichts davon, ein Individuum zu sein, rein gar nichts. Und deshalb würde es auch an der Stelle nicht greifen, eine Ameise als Individuum zu adressieren. Das sind die drei Fälle. Beim einen würde ich sagen: "Ja, überzeugt mich ganz und gar!" Die beiden anderen zeigen dann vielleicht die Grenzen des Modells.

ROSENBERGER: Jein. Mein Fokus liegt sicher auf Tieren, die in einer unmittelbaren Verantwortung des Menschen stehen. Die Ameisen fallen aus diesem Grunde heraus, aber nicht weil ich ihnen die Individualität nicht zusprechen würde. Ich glaube, die haben sie -

und Kurt Kotrschal sagt gerade schon: "Stimmt nicht, dass die keine Individualität haben." Also da wäre ich vorsichtig. Aber die Ameisen haben ja normalerweise nicht eine unmittelbare Beziehung zum Menschen.

OTTERSTEDT: DOCH, DOCH! Doch, in der Küche und Insekten ständig, Fliegen, also ich mache da keinen Unterschied. Entschuldigung, dass ich grade so hereinplatze.

ROSENBERGER: Ok, ich habe schon lange keine Ameisen mehr in der Küche gehabt, aber ok.

OTTERSTEDT: Du wohnst auch im dritten Stock, da kommen die gar nicht erst hoch.

ROSENBERGER: Ist ok, gut, man könnte sich das zumindest fragen, aber für mich ist wichtig, dass es nur um Situationen geht, in denen diese unmittelbare Verantwortungsbeziehung des Menschen auftritt, weil sonst diese Existenzialethik für das Tier nicht nötig ist. Das ist meine Einschränkung. Die andere würde ich nicht machen, sondern würde sagen: Wenn es dem Massentierhalter nicht möglich ist, seine Hühner oder seine Rinder, oder Schweine, oder was es denn auch sein mag, individuell zu behandeln, dann stimmen die Rahmenbedingungen nicht. Dann muss diese Haltungsform aufgegeben werden. Das wäre für mich eine ganz klare ethische Forderung, die sich daraus ergibt. Umgekehrt würde ich aber sagen, bei einem bäuerlichem Familienbetrieb, der vielleicht zwanzig Rinder hat oder dreißig, soweit ich im Bekanntenkreis solche Menschen habe, kennen die in einem hohen Maß die Individualität ihrer Tiere. Die wissen auch: Der ist heute mal schlecht drauf, den muss man heute in Ruhe lassen usw., die können das unterscheiden. Und das heißt, natürlich geht das nur für eine gewisse Zahl, ganz klar, irgendwann überblicken wir das als Menschen nicht mehr. Aber ich glaube, wenn es eine überschaubare Zahl ist, dann geht es auch mit $n > 1$. Das auf jeden Fall.

GRIMM: Ich würde meine Frage gerne hier anknüpfen. Ich halte von deinem letzten Beispiel "Small is beautiful" kurz gesagt nichts, weil es um etwas anderes geht, auch in deinem Ansatz, nämlich um eine Wertschätzung die ausgedrückt wird über die Wertschätzung des Individuums. Ich habe auf Landwirtschaften gearbeitet, da waren fünf Kühe, und die waren schlecht beisammen. Die wussten sehr genau, was die einzelnen brauchen, aber das wurde nicht respektiert. Der Ausdruck der Wertschätzung über die Individualität ist etwas anderes

als die Anzahl. Und an der Stelle wollte ich nachfragen: Du hast den Begriff "artgerecht" auf der Folie gehabt, aber wir arbeiten ja auch schon lange mit dem Begriff der "Tiergerechtheit". "Artgerechtheit" ist nur ein Aspekt in dem größeren Begriffsumfang Tiergerechtheit, an dem wir messen können, inwiefern wir artspezifischen Bedürfnissen von Tieren gerecht werden. Aber der Ansatz läuft immer über das Individuum, und so ist es auch im Tierschutzgesetz angelegt, das ist ein Individualtierschutzgesetz. Es geht um tierliche Individuen. Die Norm ist natürlich allgemein, aber der Anwendungsfall ist das Individuum. Aber da wollte ich dich fragen, wo jetzt der spezifische Unterschied ist, und ob wir nicht schon viel näher an diesem Konzept sind, das du vorschlägst, als es auf den ersten Blick den Anschein hat.

ROSENBERGER: Das glaube ich nicht. Das, was im Tierschutzgesetz individual angelegt ist, ein Individualrecht in dem Sinne ist, dass es um das eine Tier geht, das ein Recht besitzt oder demgegenüber wir bestimmte Verpflichtungen haben. Da ist Individualität nur im Sinne der *Einzahl* verstanden. Mir geht es aber darum, Individualität im Sinne der *Einzigartigkeit* zu verstehen, und das kann das Recht gar nicht einfordern, sondern das ist genau meine These, dass die Existenzialethik über die Normen, die man verrechtlichen kann, weit hinaus geht. Für Rahner ist es ganz wichtig, im zwischenmenschlichen Bereich zu sagen: "Leute, bildet euch nicht ein, wenn ihr die Normen alle erfüllt habt, habt ihr schon alles getan, was ihr tun sollt. Das ist ein Trugschluss." Im Evangelium gibt es eine Geschichte, die das schön illustriert, nämlich die Geschichte des reichen Jünglings (Mk 10,17-31). Der kommt zu Jesus und sagt: "Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu erlangen?" Und da sagt Jesus zunächst: "Du kennst doch die Gebote" Dann sagt der: "Sorry, die erfülle ich ja, aber ich merke, das ist nicht genug." Und das ist genau der Punkt. Es reicht nicht zu sagen: "Das habe ich gemacht, das habe ich gemacht, das habe ich gemacht... Vorschrift eins, Vorschrift zwei, Vorschrift drei... alles erfüllt." Es ist vielleicht für den Tierarzt wichtig, wenn er auf den Hof kommt und kontrolliert, dass er so eine Checkliste abhakt. Damit kann ich Normethik machen, aber nicht Existenzialethik, die das Individuum im Blick hat. Das lässt sich nicht verrechtlichen und geht über das Recht hinaus, und daher wäre da ein Unterschied.

GRIMM: Aber den würdest du additiv verstehen?

ROSENBERGER: Ja, natürlich! Bezüglich deiner ersten Frage würde ich unterscheiden. Ich gebe dir vollkommen Recht, dass es kleine Betriebe gibt, wo Tiere unsäglich behandelt werden, gar keine Frage. Ich glaube aber, dass es die Umkehrung nicht gibt, dass sehr große Betriebe mit tausenden und zigtausenden Tieren die Tiere wirklich in ihrer Individualität gut behandeln. Die kann es nicht geben, weil das kein Mensch bewältigen kann, da haben wir Kapazitätsgrenzen in der Wahrnehmung. Ich sage also nicht "small is beautiful", sondern "small is a condition for beauty". Das ist ein Unterschied.

GRIMM: Du sagst eigentlich "big is ugly".

ROSENBERGER: Ja so könnte man es auch formulieren.

COJOCARU: Weil Sie eben von Wahrnehmungsproblemen gesprochen haben, wollte ich gerne zu einem Punkt fragen, den sie stark gemacht, oder am Rande einmal kurz erwähnt hatten, nämlich den der Empathie. Und da wollte ich fragen, wie das genau funktionieren soll, und wie man sichern kann, dass da tatsächlich die Bedürfnisse des Tieres erkannt werden, und wie dieser Erkenntnismodus funktioniert. Denn gerade bei dem Beispiel der frühkindlichen musikalischen Förderung war bei mir gleich der Gedanke: Das ist ganz nahe an Formen des Paternalismus, und da kommt man dann doch wieder auf die Schiene, dass aus Fabio Totilas werden könnte. Wie genau muss man sich Empathie als den Kernbegriff, der diese Erkenntnis letztlich statuiert, vorstellen, damit das nicht geschehen kann?

ROSENBERGER: Für mich ist Empathie ein Begriff, der sich aus rationalen und emotionalen Anteilen zusammensetzt. Erstens ist Empathie nicht einfach nur ein Gefühl, sondern Empathie als moralische Haltung ist die Fähigkeit, sich sowohl rational als auch emotional in ein Tier, oder in einen anderen Menschen, hineinzusetzen, und dieser Prozess bedarf natürlich einer ständigen kritischen Aufklärung. Ich muss die Ergebnisse meiner empathischen Vorstellung selbstkritisch hinterfragen auf solche Eigenanteile, die ich da hinein projiziere, und prüfen, ob das der Fall ist, oder ob das nicht der Fall ist. Und wenn es der Fall ist, dann muss ich schauen, wie ich die aus meiner Vorstellung heraus bekomme. Das wäre m.E. die spirituelle Methode der „Unterscheidung der Geister“. Ich habe das Modell sehr simpel dargestellt. Das ist ein Basismodell, das natürlich de facto viel komplexer ist, wenn man es praktiziert. Ignatius hat ein ganzes Buch dazu geschrieben, das

kann ich natürlich nicht in einem Schaubild deutlich machen. Das waren nur die Eckpunkte. Genau darum geht es bei der Unterscheidung der Geister: zu prüfen, ob ich mir nicht selbst etwas einbilde. Das muss man sehr genau prüfen. Das Interessante ist aber, dass diese Prüfung eine Kritik der Gefühle durch Gefühle beinhaltet. Also nicht nur eine Kritik der Gefühle durch die Ratio, durch mein analytisches Denken, sondern auch durch ein Nachspüren, den Gefühlen nachspüren und schauen, welche Dynamik sie haben. Das ist komplex, wie man das macht, aber darin liegt letztlich dieses selbstkritische Moment, das ich für die Empathie voraussetzen würde.

KOTRSCHAL: Es wurde das meiste schon gesagt, aber natürlich ist der Begriff der Artgerechtigkeit nicht vom Tischkehrbar. Der begründet sich durch die Reaktionsnorm. Wir sind Menschen und keine Zebras, daher haben wir menschliche Bedürfnisse und Zebras haben andere Bedürfnisse. Aber innerhalb dieser Reaktionsnorm - das ist ein Begriff von Richard Woltereck aus dem letzten Jahrhundert (1909) - haben wir wahnsinnig unterschiedliche Bedürfnisse. Das heißt, worüber du sprichst, ist ein Ideal. Das ist ein Ideal, das in der individuellen Mensch-Tier-Beziehung immer schon gelebt worden ist. Ich nehme an seit 68.000 Jahren im Zusammenleben mit Wölfen. Aber natürlich pervertiert Massen- oder Intensivtierhaltung diese Geschichte, und da kann von einer individuellen Beziehung keine Rede mehr sein, sondern wenn 30.000 Hühner am Platz gehalten werden, ist das nicht artgerecht. Punkt. Da können die Tierhalter sagen, was sie wollen. Das geht einfach nicht. Da muss man einfach sagen: OK, ich betrachte diese 30.000 Hühner nicht als Tiere, sondern als Fleisch, das wir produzieren. Da brauche ich irgendeine Hilfskonstruktion, sonst bin ich schlicht und einfach nicht lebensfähig. Diese Geschichte mit der Empathie, das hat mich sehr gerührt, dass das eigentlich aus der Theologie kommt. Das Zuschauen, also das Beurteilen, wie eine Situation schmeckt, oder wir sagen ja auch gewöhnlich, wie es sich anfühlt. Und das ist für mich langsam wichtiger geworden als die kognitive Beurteilung, etwa bei der Frage, ob ich jetzt Kandidaten oder Kandidatinnen als Diplomand akzeptiere oder nicht. Da sagt der Kopf oft "super" und der Bauch sagt "hmmmm?". In jüngeren Jahren war ich da nicht so sicher, jetzt bin ich mir sehr sicher, dass der Bauch fast immer Recht hat. Empathie ist übrigens keine philosophische Konstruktion, sondern ein eminent morphologisch fundierter physiologischer Mechanismus. Wenn Sie wissen wollen, wie das geht, dann lesen Sie die diversen Dinge nach, die ich dazu schon geschrieben habe. Und das funktioniert auch zwischen den Arten. Allerdings ist wie gesagt Information wichtig, weil die hässliche Schwester der Empathie

die Projektion und Tierschutzantenmentalität ist.

DENKER-BURR: Das sind diese Begrenzungen, was Sie jetzt gesagt haben, aber die liegen ja oft in dem Tier. Wenn ein Tier eine Biographie mitbringt, angesichts der ich diese Individualethik als Mensch nur noch begrenzt anwenden kann. Dass einfach eine Vorgeschichte da ist, wo das gute Leben schon so abgeschnitten ist, dass es einfach nicht mehr zum Leben in Fülle gelangen kann. Denken Sie an Streunerkatzen, die nie einen Menschenbezug hatten, obwohl sie eigentlich Haustiere sind.

KOTRSCHAL: Die haben aber auch kein individuelles Bedürfnis, eine nähere Beziehung zum Menschen aufzunehmen.

DENKER-BURR: Das stimmt nicht.

KOTRSCHAL: O ja, das stimmt.

BARTELS: Eine Frage zur Individualität. Wenn wir uns gesellschaftlich nicht einig sind über die Nutzung eines Tieres. Wenn ich sage: Warum lasse ich die Kuh nicht Kuh sein, sie darf auf einer Weide stehen und grasen. Und jemand anders sagt: Die Kuh ist Kuh, wenn ich sie essen kann. Da ist es gesellschaftlich wichtig, dass wir uns über die Nutzung einig werden, denn sonst ist es so lange gar nicht möglich, das zu leben, weil jeder aus seinem Blickwinkel anders entscheidet, was für das jeweilige Individuum das ist, was empathisch ist. Zum Beispiel.

ROSENBERGER: Das ist richtig. In meiner Konstruktion von Existenzialethik würden die Normen das Rahmengefüge sein. Ignatius sagt am Anfang, bevor er überhaupt die Frage stellt, wie wir den richtigen individuellen Wahlgegenstand herausfinden können: "Die Bedingung ist, dass der Wahlgegenstand mit den ethischen Normen in Einklang zu bringen ist. Ich kann natürlich nicht zum Wahlgegenstand nehmen, jemanden zu ermorden. Das kann es nicht sein. Hier ist die allgemeine Norm ein Ausschlusskriterium. Und das wäre auch in Ihrem Beispiel der Fall. Wir müssen uns zunächst über die Normen, also über den Rahmen im Klaren sein, innerhalb dessen individuelle Entscheidungen überhaupt legitim erachtet werden.

BARTELS: Wenn man sich gesellschaftlich geeinigt hat, dann zählt ein Tier unabhängig davon, wie sich der einzelne dabei fühlt. Das ist das eine, und das andere: Mit der Massentierhaltung frage ich mich immer noch, wie es gehen wird, wenn wir nicht radikal umdenken. Wie sollen Kleinbauern uns mit Eiern versorgen, wenn in Deutschland allein 80 Millionen am Tag gebraucht werden, weil jeder eines isst. Das wird nicht funktionieren.

ROSENBERGER: Vollkommen richtig. Das ist für mich gesetzt, dass natürlich die Verantwortung für eine Veränderung unserer Tierhaltung nicht allein den Bauern zugeschoben werden kann. Letztlich trägt die Verantwortung die Gesellschaft als Ganze, die sich fragen muss, wie wir uns ernähren und überleben wollen. Andernfalls können wir die Tierhaltung nicht umstellen, das ist ganz klar. Grimm: Das ist natürlich die Frage: Mit der Konsequenz, dass wir auch Massentierhaltung betreiben würden, wenn wir es dem gesellschaftlichen Prozess überlassen? Aber gut, das sind Konsequenzen, ein eigenes Thema.

BENZ-SCHWARZBURG: Ich wollte noch einmal fragen zu dieser Entgegensetzung von Normethik vs. Existenzialethik. Die hat mich ein bisschen gewundert, und zwar deswegen, weil es mir so vorkommt, als ob Sie, um die Individualität zu beachten, ebenfalls Normen in Ihrem Ansatz haben, die sagen, was wir tun sollen. Jetzt ist die große Frage für mich, wie das Verhältnis zwischen Individualität und Arttypischem aussieht. Und da könnte man die zwei Begriffe ganz anders miteinander verbinden als Sie es gemacht haben. Das Wesen eines Tieres – eine alte philosophische Frage – besteht aus Arttypischem als Basis + x = Individualität. Zum Beispiel, das wäre ein anderer Vorschlag. Und dann wäre vielleicht auch verständlich, warum wir uns in der Ethik, auch wenn es um Massentierhaltung geht, noch nicht um Individualität kümmern. Nicht, weil wir nicht wissen, dass Tiere individuell sind, sondern weil wir uns abstrampeln, die basisethologischen Bedürfnisse von Tieren umzusetzen. Vielleicht können Sie einfach grundsätzlich noch einmal etwas sagen zu dieser Frage, inwiefern die Existenzialethik auch Normen darstellt. Das wäre mir einfach wichtig, da mir das noch nicht ganz klar ist, wie Sie das abgrenzen.

ROSENBERGER: Natürlich kann man sagen, es ist eine Norm, die Individualität des anderen - des anderen Menschen, des anderen Tieres - zu beachten oder zu verwirklichen. Das könnte ich zur Norm machen, das wäre dann eine rein formale Norm und damit inhaltsleer. Die Frage ist ja gerade, worin besteht denn diese Individualität dieses ganz konkreten Anderen, der einen Namen hat. Und das kriege ich nicht in eine Norm. Namen

kann ich nicht in eine Norm schreiben. Das ist genau der Widerspruch. Eine Norm lässt Namen heraus, weil sie universalisierbar sein will, und von daher ist die Existenzialethik als Ergänzung zu sehen. Ich würde nicht sagen, das ist eine Entgegensetzung zwischen Normethik und Existenzialethik, sondern die Normen sind der Rahmen, aber diesen Rahmen muss ich mit einem Bild füllen, und das ist etwas anderes. Der Rahmen kann das Bild nicht ersetzen, das Bild nicht den Rahmen. Beide brauchen einander. Mir scheint aber wichtig zu sehen, dass das zwei unterschiedliche Methodiken sind, mit denen wir an den Rahmen, und mit denen wir an das Bild herangehen. Und darauf will Rahners Existenzialethik hinaus. Es gab in den Fünfzigerjahren eine ziemliche Auseinandersetzung. Rahner hat damals vor dem Zweiten Vaticanum Sanktionen von Rom, vom Vatikan her erfahren, weil man in Rom dachte, der wolle die Normen aushebeln. Das wollte Rahner gar nicht. Es geht nicht darum, die Normen in irgendeiner Weise herunterzustufen, sondern wie der reiche Jüngling zu sagen: "Das tue ich, und das tue ich, und das tue ich, aber das genügt noch nicht. Da muss noch etwas dazukommen." Und das lässt sich mit Normen nicht fassen.

BENZ-SCHWARZBURG: Aber dieses "Das genügt nicht, da muss noch etwas dazukommen", ist das nicht ein normativer Anspruch?

ROSENBERGER: Normativ ja, aber nicht in einer Norm zu fassen. Das würde ich unterscheiden.

GRIMM: Das ist die Allgemeinheit im Verhältnis zum Besonderen.

ROSENBERGER: Genau.

GRIMM: Der Unterschied läuft nicht zwischen Norm und Nichtnorm, sondern zwischen Allgemeinem und Besonderem.

ROSENBERGER: Norm wäre das Allgemeine. Rahner sagt: „Wir haben viele Normen, aber wenige Imperative.“ Der Imperativ wäre das, was sich auf den Einzelnen bezieht. „Du als Judith Benz-Schwarzburg sollst dieses Tier mit Namen soundso so behandeln!“ Das wäre der Imperativ. Und hier wäre die Unterscheidung, zwischen Norm und Imperativ.

LAURIEN-KEHNEN: Ich will gerne noch einmal auf die Individualität und die enge Verknüpfung mit Empathie zurückkommen. Wenn ich das richtig verstanden habe, ging Individualität in Ihrem Vortrag ziemlich eng mit Einzigartigkeit zusammen. Und die Einzigartigkeit der Ameise würden Sie letztendlich in Frage stellen, oder zumindest bei uns Menschen, die wir in der Lage sind, über Empathie bestimmte Individualität zuzuordnen, würde die Ameise aus der Einzigartigkeit herausfallen.

ROSENBERGER: Nein, die fällt überhaupt nicht aus der Einzigartigkeit heraus. Über die Einzigartigkeit der Ameise kann ich als Theologe gar nicht urteilen, das muss der Biologe tun. Da muss man die Disziplinen respektieren und die Grenzen der Disziplinen. Aber der Mensch wird nicht in der Lage sein in einem ganzen Bienenvolk jede Biene oder in einem ganzen Ameisenstaat jede Ameise individuell zu behandeln. Das überfordert. Wenn eine einzige Ameise vor mir ist, kann ich sie schon individuell behandeln. Aber wenn ich tausende oder zigtausende in cumulo vor mir habe, dann werde ich das nicht mehr schaffen. Nur um das geht es mir.

LAURIEN-KEHNEN: Also um die reine Anzahl, um die Menge.

ROSENBERGER: Ja, weil meiner Wahrnehmungsmöglichkeit Grenzen gesetzt sind.

OTTERSTEDT: Wo wir wieder bei der Massentierhaltung sind.

ROSENBERGER: Das gilt ja im Übrigen auch im zwischenmenschlichen Bereich: Wie groß darf eine Sozietät sein, damit man sich noch individuell begegnen kann? Wie groß darf ein Dorf sein, dass sich die Leute untereinander noch mit Namen begrüßen? Solche Fragen haben wir im zwischenmenschlichen Bereich, und die haben Auswirkung darauf, wie die Menschen miteinander umgehen. In einer riesigen Großstadt ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass ein Mensch stirbt und sich niemand darum kümmert, niemand es merkt. Das liest man ja immer wieder einmal in den Medien, und das wird auf dem Dorf kaum passieren. Das heißt, wir haben einfach Kapazitätsgrenzen in der individuellen Wahrnehmung von einzelnen.

M. ULLRICH: Ich wollte noch einmal auf diese Individualbeziehung eins zu eins zurückkommen und vorschlagen, diesen Analogiegedanken, wie wir mit unseren Kindern

umgehen, noch ein bisschen weiterzuführen. Ich habe natürlich noch ein wenig nachgedacht über die Frage der Musikinstrumente und der Schulformen. Das ist ja heute weniger eine paternalistische Vorgehensweise, sondern eine „bedingt dialogische“. Man fragt die Kinder, vielleicht nicht verbal, sondern ihr Verhalten. Man veranstaltet ein Musikinstrumentenkarrussell und lässt sie wählen. In der Regel werden die Eltern dieser Verhaltenswahl nicht bedingungslos nachgeben, sondern sie zu beeinflussen versuchen. Aber ich habe mich gefragt, ob es nicht legitim wäre, diese Analogie weiterzuführen. Empathie ist in dem Sinne, wie Sie das vorschlagen, im Idealfall ein dialogischer Prozess, der Fragen stellt, diese Fragen aber wieder kritisch wägt. Dann wäre da immer noch eine Asymmetrie, aber nicht im Sinne eines souveränen Paternalismus, sondern zumindest mit dem Versuch, einen Dialog zu unternehmen.

EDER: Bei aller Deutlichkeit der Trennlinie zwischen Tier und Mensch, die ich ja im Zusammenhang mit der Redeweise "Der Mensch und andere Tiere" schon einmal artikuliert habe: Bei aller Aufrechterhaltung dieses Unterschiedes, den ich nach wie vor festhalten möchte, würde ich hier von der Ähnlichkeit zwischen Tier und Mensch ausgehen. Und in diesem Sinn bräuchte ich gar nicht Karl Rahner, nicht Martin Buber und so weiter und die ganze Theologie. Denn die Ähnlichkeit zwischen Mensch und Tier ist doch für den, der emotional und empathisch befähigt ist, etwas Selbstverständliches. Wenn er diese Befähigung nicht hat, kann er sie auch nicht irgendwo erlernen. Und die Ähnlichkeit liegt zunächst einmal darin, dass wir beide Lebewesen sind, also innere Einheiten, die das Geheimnis des Lebens verbindet. Und das finde ich sowohl im Elefanten als auch in einer Ameise. Nur so am Rande und anekdotisch: Ich habe in meinem Badezimmer eine warme Wand, weil dahinter ein Kamin ist, und im Winter sind da Silberfischchen, die Sie wahrscheinlich auch kennen. Und mit denen kann man spielen. Die gehen vorbei und schauen ein bisschen da, ein bisschen dort hin, man kann sich mit so einem kleinen Tierchen unterhalten. Und ich habe dann das Problem gehabt, sie ermorden zu müssen, und dann besser gleich jetzt, als wenn sie sich massenhaft vermehrt haben. Und das war für mich ein kleines moralisches Problem. Ich habe mich dann entschlossen, meine Bücher nicht von den Silberfischchen auffressen zu lassen. Es gibt auch sonst solche Beispiele. Caligula, dieser wahnsinnige Kaiser, hat angeblich einen Mordsspaß gehabt – das ist bei Sueton überliefert –, Fliegen die Beine einzeln auszureißen. Die Ähnlichkeit zwischen Tier und Mensch empathisch nachvollzogen würde mir reichen, dass ich ein Tier nicht mehr wie ein Objekt, wie einen Gegenstand behandle, und es liegt sehr viel daran,

dass man normativ verhindert, dass Tiere gequält werden. Ich sehe das gar nicht so kompliziert.

BORGARDS: Ich hänge noch an der Frage der Normen. Von den Tieren zu verlangen, dass sie Individuen sein sollen, wäre eine Norm, die man vielleicht von vielen Tieren verlangen kann, aber von anderen nicht. Und zum Ameisenbeispiel wäre die Frage: Was ist die Entität, auf die man sich bezieht? Wäre bei Ameisen nicht sehr viel mehr der Gesamtameisenstaat das entscheidende und nicht das Individuum? Ich kann auf eine einzelne Ameise draufhauen, ohne dass das mir ein Problem ist, aber in einen Ameisenhaufen reintreten ist ein Problem.

EDER: Auch das Draufhauen ist ein Problem.

BORGARDS: Ja, ja, das finde ich auch, ich glaube aber, es gibt einen kategorialen Unterschied.

ROSENBERGER: Für mich geht es bei Insekten wie Ameisen, die ganze Staaten bilden, zunächst einmal darum zu prüfen: Brauchen die überhaupt, wenn sie im Ameisenhaufen sind, meine Behandlung? Ob individuell oder allgemein, die brauchen das doch gar nicht. Sondern sie brauchen es, wenn ich konkret dem einzelnen Tier begegne, dann haben wir vielleicht die Notwendigkeit. Von daher muss ja gar nicht immer der Anwendungsfall einer Existenzialethik gegeben sein. Zum Herrn Eder brauche ich gar nicht viel sagen. Klar, die Empathie kann ich natürlich auch ohne die Existenzialethik realisieren, aber das Individuelle des Tieres kann ich nicht ohne Existenzialethik wahrnehmen und erkennen. Und darum ging es mir. Und den Vorschlag von Herrn Ullrich finde ich interessant, ich wusste nicht, dass es Instrumentenkarusselle gibt. Die Idee finde ich sehr inspirierend, da kann ich mir sehr gut vorstellen, so etwas in so eine individuelle Entscheidungsfindung einzubeziehen. Das finde ich sehr sympathisch und fände es gut auf Tiere übertragbar.

BARTELS: Gibt es schon. Wahlversuche machen wir schon.